

# Der Springpunkt des Verständnis der politischen Ökonomie

## Kritik der Marxschen Warenanalyse

eingereicht bei:  
Olaf Gerlach  
Andreas Nowak

von  
Quirin Schimeta  
[quirin.schimeta@gmx.net](mailto:quirin.schimeta@gmx.net)  
Davud Rostam-Afschar  
[rostam.afschar@fu-berlin.de](mailto:rostam.afschar@fu-berlin.de)  
Berlin, den 5. April 2008

### **Inhalt**

Dieser Text diskutiert die Marxsche Analyse der Ware in dessen Werk *das Kapital*. Der Springpunkt des Verständnis der politischen Ökonomie wird anhand einer Darstellung der Marxschen Warenanalyse erläutert, wobei auf die Herangehensweise Marx bei der Untersuchung der Wertbildung und die Notwendigkeit der Vergegenständlichung des Werts kritisch eingegangen wird.

## 1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit behandelt die Marxsche Analyse der Ware in dessen Werk *das Kapital*. In einem Brief an Engels schreibt Marx über *das Kapital*: „Das Beste an meinem Buch ist, [...] der gleich im ersten Kapitel hervorgehobene Doppelcharakter der Arbeit, je nachdem sie sich in Gebrauchswert oder Tauschwert ausdrückt[...]“ (zitiert nach [Napoleoni, 1974](#), S. 213). Im Folgenden soll zunächst die Marxsche Warenanalyse kurz dargestellt werden, dann zunächst die Schwierigkeit des methodologischen Antiindividualismus bei der Wertbildung und anschließend die Problematik der Vergegenständlichungsnotwendigkeit des Werts diskutiert werden.

## 2. Die Marxsche Warenkritik

### 2.1. Die Zwieschlächtigkeit der Ware

Reichtum erscheint in kapitalistischen Gesellschaften als Ansammlung von Waren. Was in der realen Ökonomie das Endresultat von Wirtschaftsprozessen ist, ist in der Marxschen Analyse der Ausgangspunkt. Die Elementarteilchen dieses kapitalistischen Organismus werden zunächst isoliert betrachtet. Dabei könnte man allerlei Eigenschaften der selbigen herausgreifen, Marx streicht zwei heraus: Waren haben Gebrauchs- und Tauschwert.

Zunächst zum Gebrauchswert. Man erfährt ihn beim Tippen auf einem Laptop, Sitzen auf einem Stuhl, Essen eines Gerichts usw. „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert“ ([MEW 23](#), S. 50). Marx geht nicht davon aus, dass diese Nützlichkeit über die verschiedenen Gegenstände hinweg irgendwie messbar oder gar vergleichbar wäre. Dass Gegenstände Gebrauchswert haben, ist keine besondere Eigenschaft der Ware, sie trifft auf alle Produkte zu, die durch menschliche Arbeit oder natürliche Prozesse entstehen. Im Kapitalismus jedoch erfüllen Gebrauchswerte eine bestimmte Aufgabe: Sie sind die stofflichen Träger des Tauschwerts.

Dieser drückt die Austauschverhältnisse verschiedener Waren aus und da diese Verhältnisse nach Marx nicht durch unnachvollziehbare, irrationale Prozesse festgelegt werden, ermittelt er nach dem Ausschlussverfahren das dem Tauschwert zugrunde liegende Prinzip. „Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie die Größe seines Wertes messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen „wertbildenden Substanz“, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst misst sich an ihrer Zeitdauer“ ([MEW 23](#), S. 53). Unter Zeitdauer versteht Marx nicht die jeweils konkrete, sondern die gesellschaftlich-durchschnittlich benötigte Arbeitszeit, die erst im Tausch ermittelt wird.

Bis hierher bewegt sich Marx noch gänzlich auf dem Boden der klassischen politischen Ökonomie, so unterscheidet auch Smith zwischen Gebrauchs- und Tauschwert (vgl. [Smith, 2005](#), S. 27). Mit der Darstellung des Doppelcharakters der in den Waren enthaltenen Arbeit wird jedoch eine

Thematik beleuchtet, die in der Klassik nicht anzutreffen ist. Hierin sieht Marx den „Springpunkt, um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht“ (MEW 23, S. 56).

Aus der „Zwieschlächtigkeit“ (ibd.) der Ware resultiert nach Marx ebenfalls eine Zweiteilung der dahinter stehenden Arbeit. Ein Stuhl beispielsweise hat einen bestimmten qualitativen Gebrauchswert, welcher wiederum durch eine bestimmte qualitative, produktive Tätigkeit (Holzschlagen, Zurechtschneiden, Zusammenleimen) hervorgerufen wird. Wie im Tausch allerdings vom konkreten Gebrauchswert abstrahiert wird, wird auch von der dahinter stehenden konkreten Arbeit abstrahiert. „Wenn also mit Bezug auf den Gebrauchswert die in der Ware enthaltene Arbeit nur qualitativ gilt, gilt sie mit Bezug auf die Wertgröße nur quantitativ“ (MEW 23, S. 60).

Der Wert eines Gegenstands oder einer Dienstleistung beläuft sich im Tausch nicht auf konkrete Arbeit - sie ist wie der daraus resultierende Nutzen unvergleichbar - sondern auf vergleichbare, quantitative Arbeit. Diese gibt es in der Realität nicht, sie wird durch das Abstraktionsprinzip des Tauschs geschaffen - allerdings nicht bewusst: „Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt“ (MEW 23, S. 59).

## 2.2. Die Wertform

Mit der daran anschließenden Wertform- und Geldformanalyse beansprucht Marx etwas zu „leisten, was von der bürgerlichen Ökonomie nicht einmal versucht ward, nämlich die Genesis dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform zu verfolgen.“ (MEW 23, S. 62)

Nach Marx sucht der zuvor herausgearbeitete Tauschwert nach einer Form der Vergegenständlichung. Begonnen wird mit der einfachen, einzelnen oder zufälligen Wertform, bei der zwei Waren gleichgesetzt werden. Diese Beziehung ist von einem Spannungsverhältnis geprägt: Für Marx kann eine Ware (in relativer Wertform befindlich) ihren Wert nur durch eine andere (in Äquivalentform) zum Ausdruck bringen. Damit ziehen sie sich an, haben etwas Zusammenhängendes. Umgekehrt dürfen diese Waren nicht identisch sein, dies würde auf eine Tautologie hinauslaufen. Sie haben also auch etwas Abstoßendes, Gegensätzliches. Diese Problematik ist bereits aus der Betrachtung der Waren bekannt.

„Der in der Ware eingehüllte Gegensatz von Gebrauchswert und Wert wird also dargestellt durch einen äußeren Gegensatz, d.h. durch das Verhältnis zweier Waren, worin die eine Ware, deren Wert ausgedrückt werden soll unmittelbar nur als Gebrauchswert, die andere hingegen, worin Wert ausgedrückt wird, unmittelbar als Tauschwert gilt.“ (MEW 23, S. 75f) Ein weiterer Aspekt kommt hier zum Tragen: Die konkrete Arbeit, die die Ware in Äquivalentform produziert hat, jene Ware

also, die den Tauschwert verkörpert, gilt nur noch als abstrakt menschliche Arbeit, obwohl sie konkret nützlich verausgabt wurde. (vgl. MEW 23, S. 72)

Allerdings ist die einfache Wertform von einer Unzulänglichkeit geprägt: Die jeweilige Ware in relativer Wertform stellt ihren Wert nur in einer Ware dar, es gibt aber unzählige andere Waren. Dies könnte behoben werden, indem man die bisher eindimensionale Äquivalentform auf-fächert. Mit der entfalteten Wertform wird dies versucht. „Der Wert einer Ware [...] ist jetzt ausgedrückt in zahlreichen andren Elementen der Warenwelt.“ (MEW 23, S. 77) Auch diese Darstellung hat jedoch Mängel. Der Wertausdruck ist unfertig, er ist durch eine endlose Reihe von Einzelrelationen gekennzeichnet, die allesamt einzigartig sind - jeder Vergleich ist nicht möglich.

Vertauscht man nun die beiden Seiten der Wertausdrucksgleichung, die Ware der relativen Wertform und Waren in Äquivalentform, so kommt man endlich zu einer befriedigenden Form, der allgemeinen Wertform. Sie entsteht „als gemeinsames Werk der Warenwelt“ (MEW 23, S. 80) und bezieht diese nun auf eine einzige, ausgeschlossene Ware als Äquivalentform. „Die spezifische Warenform nun, mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst, wird zur Geldware oder funktioniert als Geld.“ (MEW 23, S. 83) Damit ist der letzte Schritt vollzogen. Aus der einfachen Wertform, dem Bezug zweier Waren aufeinander, wurde die Geldform entwickelt.

### 2.3. Der Warenfetisch

Was kann aus der bisherigen Analyse gelernt werden? „Das Geheimnisvolle der Warenwelt besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gegenständliche Natureigenschaften zurückspiegelt“ (MEW 23, S. 86). Basis dieses Fetischismus ist der gesellschaftliche Charakter der Arbeit, welche Waren privat isoliert produziert und erst im Tausch ihren spezifisch gesellschaftlichen Charakter erfährt, nämlich die qualitative Gleichheit abstrakt menschlicher Arbeit. Der Fetischismus selbst besteht darin, dass diese Gesellschaftlichkeit, wie bereits in der einfachen Warenform angelegt, als etwas Gegenständliches erscheint. Die im Austausch erzeugte Relation der einzelnen abstrakten Arbeit zur abstrakten Gesamtarbeit, also der Wert einer Ware, erscheint als natürliche Eigenschaft dieser Ware.

Damit ist allerdings nicht behauptet, dass dieses erscheinende Bild falsch sei, ganz im Gegenteil, der Fetischismus ist für Marx die adäquate, notwendige Bewusstseinsform in einer warenproduzierenden Gesellschaft, schließlich erscheinen „die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie *sind*“ (MEW 23, S. 87, Hervorhebung der Autoren). Für Marx existiert also kein falsches Bewusstsein, sonder vielmehr ein richtiges Bewusstsein von einer falschen Welt in der sich für die Menschen alles verkehrt. „Ihre eigene gesellschaftliche Bewegung besitzt für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.“ (MEW 23, S. 89)

Dass dies keine Naturnotwendigkeit ist, zeigt Marx am fiktiven Beispiel des vereinzelt Robinson, dem Prototypen des homo oeconomicus, an der Organisation der mittelalterlichen Feudalgesellschaft und an einer visionären Zukunftsgesellschaft, in der die Individuen in einem Verein freier Menschen ihr Leben organisieren. Alternativen zu einer fetischisierten Gesellschaft sind also möglich, allerdings nur unter bestimmten Bedingungen: „Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionsprozesses, streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht.“ (MEW 23, S. 94)

### 3. Probleme der Marxschen Warenkritik

#### 3.1. Arbeit als Wert

Marx untersucht die Eigenschaften der Ware zunächst isoliert vom Warenbesitzer. Da, wie Marx selbst ja nie müde wird zu betonen, die Ware etwas Gesellschaftliches ist, ist dies ein sehr schwieriges Unterfangen - ähnlich schwierig, wie z.B. die Untersuchung der Eigenschaften eines Trafos ohne Stromdurchlauf. Dass Marx diesen Anfang wählt, könnte man als Versuch interpretieren, den naiven Blickwinkel des Durchschnittsbürgers - wie Haug in seiner Einführung argumentiert (vgl. Haug, 1985) - als Ausgangspunkt zu nehmen, und aus dessen Unzulänglichkeiten Schritt für Schritt eine wissenschaftliche Sichtweise zu entwickeln.

Man könnte es auch als bewusste Fokussierung hin zu den Sachen und weg von den Handlungen der Warenbesitzer interpretieren, die für Marx lediglich „Personifikation ökonomischer Kategorien“ (MEW 23, S. 16) darstellten. Die darauf aufbauende Bestimmung des Tauscherts der Ware ist in jedem Fall schwierig, erfolgt bei Marx nur durch ein Ausschlussverfahren. Ausschlussverfahren erklären, warum das Ausgeschlossene einen Sachverhalt nicht erklärt, erklären aber nicht, warum das Nicht-Ausgeschlossene einen Sachverhalt erklärt, und sind deshalb mit Sicherheit nie die optimale Lösung von Fragestellungen. Marx kommt per Ausschlussverfahren auf Arbeit als wertbildende Substanz.

Damit unterscheidet er sich nicht von der klassischen Ökonomie. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass im Verständnis der klassischen Ökonomie die Waren bewusst unter der Berücksichtigung der dafür verausgabten Zeit getauscht werden, so erklärt z.B. Smith im Wohlstand der Nationen: „Was Dinge wirklich für jemanden wert sind, der sie erworben hat und der über sie verfügen oder sie gegen etwas anderes tauschen möchte, sind die Anstrengung und Mühe, die er sich damit ersparen und die er anderen aufbürden kann.“ (Smith, 2005, S. 28) Bei Marx hingegen spielen sich die Relationen der Tauscherte wie oben dargestellt hinter dem Rücken der Handelnden ein.

Abgesehen von dieser Differenz stellt sich aber die Frage, ob die gemeinsame Bestimmung des Werts durch Arbeit sinnvoll ist. Marx bestimmt zunächst im ersten Kapitel ohne Berücksichtigung

des Warenbesitzers die Tauschlogik, die dann im zweiten Kapitel in die Handelnden hineinprojiziert wird. Man könnte es auch umgekehrt machen: Man betrachtet zunächst den Warenbesitzer und seine Tauschmotive und entwickelt daraus eine Logik des Tauschs.

Zunächst könnte man dann sehen, dass für jedes Individuum (subjektiv) Waren in verschiedener Hinsicht (u.a. Arbeitszeiterparnis) einen Wert haben. Unterstellt man, dass die Warenbesitzer in diesem Prozess das Beste für sich herausholen wollen (Nutzenmaximierung), so werden die Waren nicht nach der Arbeitszeit, sondern nach den Grenznutzenrelationen der verschiedenen Warenbesitzer ausgetauscht.

Ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen den beiden Theorien ist auf dieser Ebene nicht ersichtlich, da ja die Arbeitszeit auch im Nutzenkonzept der Individuen eine zentrale Rolle spielt. Die Ergebnisse der Arbeitswerttheorie werden durch die Grenznutzentheorie mikroökonomisch fundiert. Allerdings gibt es auch Bereiche, in denen die Arbeitswerttheorie keine Ergebnisse liefert, die subjektive Grenznutzenlehre jedoch schon. So werden auch Waren getauscht die keine Arbeitsprodukte (Boden) sind oder nicht den Charakter von Arbeitsprodukten haben (Kunstwerke).

An dieser Stelle sei angemerkt, dass es Marx gar nicht um einen Beweis der Arbeitswerttheorie geht (vgl. [Heinrich, 2008](#), S. 86ff) und auch uns nicht um eine Kritik derselbigen.

Als problematisch empfinden wir, *wie* Marx den Tausch über Arbeit erklärt. Zunächst wird ohne Begründung durch das Ausschlussverfahren angenommen, dass sich Waren nach (abstrakter) Arbeit austauschen. Dieses fragwürdige Prinzip ist den Warenbesitzern im Tausch unklar, setzt sich aber als Logik des Warentauschs hinter deren Rücken durch. Hier darf man durchaus die Frage stellen, ob nicht die Realität von Marx auf den Kopf gestellt wird. Waren werden als selbständige Akteure angesehen, die den Menschen dazu zwingen, diese in einem bestimmten Verhältnis zu tauschen.

Vielleicht sind aber Tauschrelationen nicht Werk der Waren, die vom Menschen lediglich ausgeführt werden, sondern vielmehr Ergebnis des bewussten Handelns der Personen. Damit ist nicht gesagt, dass jeder einzelne seine eigene beliebige Tauschrelation zweier Waren festsetzen kann, er kann aber wie jeder andere auch darauf einwirken. Das Ergebnis kann dann eine Tauschrelation entsprechend der den Waren beigemessenen (abstrakten) Arbeiten sein, auf alle Fälle ist es Resultat aber nicht Ausgangspunkt. Wenn man eine Tür öffnet, so ist es auch nicht der Türgriff, der die Hand um sich schlingt und dann nach unten zieht.

### 3.2. Vergegenständlichung des Werts

Vielleicht die zentrale Aussage des Marxschen Werks ist es, dass die Ware notwendig zu Geld und dieses dann wiederum zu Kapital führt. Der erste Schritt dieses Vorgangs wurde in der Wertformanalyse dargestellt. Dort sucht der Wert nach einem gegenständlichen Ausdrucksverhältnis und

findet es nach Umwegen über die einfache und entfaltete Wertform in der allgemeinen Wertform, die dann zu Geld wird. Wenn Wert nach Vergegenständlichung sucht, dann ist der von Marx skizzierte Weg zweifellos plausibel, aber kann man davon ausgehen?

Auch hier stellt sich wieder die Problematik der Herangehensweise. Wie soll man bei Betrachtung der isolierten Ware aus selbiger den Wunsch des Werts nach Vergegenständlichung ableiten? Wenn dies überhaupt möglich ist, so macht es Marx im Kapital auf jeden Fall nicht.

Man könnte nun andere Schriften heranziehen, z.B. die Grundrisse. Dort schreibt er, der Widerspruch zwischen Gebrauchs- und Tauschwert „kann nur gelöst werden, indem er selbst vergegenständlicht wird.“ (zitiert nach Rosdolsky, 1969, S. 141) Das ist immerhin eine Begründung, aber keine überzeugende. Weshalb sollte die Vergegenständlichung eines Widerspruchs diesen lösen? Weshalb sollte ein Widerspruch zur Vergegenständlichung drängen? Marx gibt dafür keine Gründe an.

Geht man von der isolierten Ware weg, hin zu den Warenbesitzern, dann wäre aus deren Sicht die Vergegenständlichung des Werts ihrer angebotenen Ware sicherlich eine sinnvolle Sache, doch eine solche Argumentation wäre keine Neuheit gegenüber der klassischen politischen Ökonomie und kann vor allem keine Notwendigkeit der Entwicklung von der Ware hin zum Geld erklären - Geld wird in diesem Fall zu einem sinnvollen Hilfsmittel, auf das man aber auch verzichten könnte.

Fehlt aber die Notwendigkeit der Vergegenständlichung des Warenwiderspruchs, so würde als Folge auch die Notwendigkeit des Waren- und Geldfetischs wegfallen. Wer in einer Warenproduzierenden Gesellschaft agiert muss nicht mehr, aber kann, die Gesellschaftlichkeit des Warenwerts in die Naturalform der Ware hineininterpretieren.

## Literatur

- HAUG, W. F. (1985): *Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital“*. Argument, Berlin.
- HEINRICH, M. (2008): *Wie das Marxsche Kapital lesen?* Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- MARX, K. (1998): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Dietz Verlag, Berlin.
- NAPOLEONI, C. (1974): *Ricardo und Marx*. Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- ROSDOLSKY, R. (1969): *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen „Kapital“*. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.
- SMITH, A. (2005): *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. dtv, München.